

# Wenn ein Prozess heilen soll, braucht er Zeit

SS und Gestapo durchkämmten im Juli 1944 mit mehr als 1000 Mann auf der Jagd nach Wehrmachtsdeserteuren das Gebiet um den Böndlsee in Goldegg. Deserteure, Helfer und Unbeteiligte wurden verhaftet, gefoltert, ermordet. Um einen Gedenkstein gibt es Streit.



Schloss Goldegg steht im Zentrum einer Debatte um die Erinnerung an NS-Deserteure. BILD: SN/ROBERT PENDEL

In Goldegg soll es nach

Er ist inzwischen über fünfund-siebzig. Trotzdem lassen ihm die Ereignisse vom 2. Juli 1944 in Goldegg-Weng bis heute keine Ruhe. Seine Mutter wurde im Juli 1944 ins KZ Ravensbrück deportiert, kehrte 1945, schwer traumatisiert, zurück nach Hause. Der Vater war, nach den Schilderungen des damals sechsjährigen Sohnes, wieder eingerückt, obwohl er die Sinnlosigkeit des Krieges längst erkannt hatte. Er hat sich nicht den Deserteuren von Goldegg angeschlossen in der Hoffnung, seine Familie eher als Kriegsheimkehrer wiederzusehen, als als Deserteur den Nazischergen zu entkommen.

Aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, fand der Vater nie mehr richtig ins Leben zurück. Und der Sohn tut sich schwer

einem breiten Dialog ein Denkmal für alle Opfer des 2. Juli 1944 geben.

mit einem „Denkmal für die Deserteure“. Seine persönliche Betroffenheit wiegt noch immer schwerer als die Erkenntnis, dass Deserteure einen Beitrag zur Befreiung Österreichs geleistet haben.

Und er ist in Goldegg kein Einzelfall. Zahlreiche Familien haben ähnliche Schicksale erlitten. Junge Brüder wurden erschossen, weil sie das Versteck des Deserteurs Karl Rupitsch, von dem ihre Schwester ein Kind erwartete, nicht preisgaben. Bäuerinnen, bei denen von SS und Gestapo die Verstecke der Deserteure vermutet wurden, wurden ins KZ Ravensbrück verbracht, teilweise zu Tode gequält. 14 Menschen kamen insgesamt beim „Sturm“ vom 2. Juli 1944 ums Leben. Die Deserteure rund um Karl

Rupitsch wurden hingerichtet. Ihre Todesurteile wurden – neben vielen anderen – in einem Rehabilitationsgesetz im Jahr 2009 allesamt aufgehoben bzw. für nichtig erklärt.

Doch in Goldegg hält sich seit Kriegsende die „Erzählung“, dass wegen der Unterstützung

## STANDPUNKT Cyriak Schwaighofer



der Deserteure durch Teile der heimischen Bevölkerung der ganze Ort ausgesiedelt werden sollte, in die Ukraine. Die Wagons wären schon bereitgestanden in Lend, wird erzählt. Damalige Nazifunktionäre des Ortes und der Region hätten das

verhindert. Wahr oder zur späten Reinwaschung erfunden?

Der „Streit um das Denkmal“ erfährt breite Kritik von Menschen, die sich im Besitz der Wahrheit wähnen, aber die Situation vor Ort überhaupt nicht kennen. Wie reagieren? Dem Druck der Medien und der Leserbriefschreiber nachgeben? Ein Denkmal errichten, obwohl der Blick vieler Goldegger/-innen – oft wegen des eigenen Leids – noch nicht offen ist für den (Todes-)Mut der Deserteure, für ihren Beitrag zur Befreiung Österreichs?

Oder mit entsprechender Sensibilität den Versuch machen, die Geschichte noch einmal im Ort, aber auch mit Historikern zu hinterfragen, das Leid der Familien vor Ort wie das der Angehörigen von Deser-

teuren ernst nehmen, ihrer aller Opfer gleich zu würdigen versuchen?

Wenn der Prozess heilsam sein soll, braucht er Zeit und Geduld. Und am Ende soll das stehen, was der Geschichte gerecht wird. Am besten ein Denkmal, das alle Opfer des 2. Juli 1944 in gleicher Weise würdigt und von der Bevölkerung mitgetragen wird.

Der Kulturverein Schloss Goldegg will seinen Beitrag zu diesem nicht einfachen Prozess leisten. Persönliche Untergriffe und Unterstellungen gegen mich, den Kulturverein oder die Gemeinde Goldegg sind dabei ganz sicher nicht hilfreich.

Cyriak Schwaighofer ist Obmann des Kulturvereins Schloss Goldegg.

## Zuerst den Ort der Erinnerung ermöglichen

Ein Dialogprozess darf

Vornweg: Es ist zutiefst bedauerlich, dass im Jahr 2014 weiterhin so viele Sperren gegenüber einem adäquaten und die Opfer des Nationalsozialismus wertschätzenden Gedenken vorhanden sind. Offensichtlich ist es den Verantwortlichen in Goldegg nicht bewusst, wie sehr sie mit ihrem Verhalten den Personenkreis von Betroffenen auf Opferseite belasten. Es wäre für diese eine große Erleichterung, endlich einen Ort des Gedenkens für ihre Angehörigen zu haben – fehlen doch Grabstätten.

Es ist immer noch so, und das ist erschütternd, dass sich Opferfamilien wie Bittstellende dem auf sie keine Rücksicht nehmenden Druck einer die Erinnerung an die NS-Opfer ablehnenden Grundhaltung ausliefern müssen.

nicht als Alibihandlung zur weiteren Verzögerung des Gedenksteins missbraucht werden.

Dabei gibt es schon zahlreiche positive Beispiele wie etwa das Projekt „Stolpersteine“. Es hätte gutgetan, wenn die Verantwortlichen in Goldegg den Opfern zuerst einen Erinnerungsort ermöglicht hätten, also gebührende Verantwortung für das NS-Opfer-Gedenken übernommen hätten, und erst danach in den Dialogprozess eingetreten wären, gegen den natürlich nichts spricht.

Wenn nun vom Kulturverein Goldegg ein Dialogprozess initiiert wurde, ist zu fragen, warum dies mit einer Nichtrealisierung des gut vorbereiteten Vorhabens des Gedenksteinprojektes einhergeht.

Die Chance, den Gedenkstein zum 70. Jahrestag im Juli 2014 anzubringen, wurde damit vertan. Was ist also das Ziel des Dialogprozesses, abgesehen von

einem Hinauszögern oder gar einem Verhindern?

Der Kulturverein schreibt, dass eine „wirklich fundierte Aufarbeitung“ fehle und plant ein Projekt mit der Universität Salzburg. Das klingt nach einem Vorwand, das Gedenksteinpro-

## STANDPUNKT Albert Lichtblau



jekt zu behindern, wenn nicht gar zu verhindern.

Die Fakten liegen auf dem Tisch, wurden vom erfahrenen Historiker Michael Mooslechner fundiert vorgelegt.

Als Zeithistoriker der Universität Salzburg wurde ich übrigens bislang noch nicht kontaktiert. Angesichts der offensicht-

lichen Behinderung des Projektes könnte mein Beitrag nur sein, die Realisierung einzufordern und einen Dialogprozess nicht als basisdemokratische Alibihandlung zur weiteren Verzögerung zu missbrauchen. Das gebietet der Respekt vor den Opferfamilien.

Als jemand, der sich intensiv mit der Erinnerung an die kriminelle Gewalt im Nationalsozialismus befasste, könnte ich nur darauf hinweisen, dass ein Ort des Gedenkens höchste Priorität hat. Wenn sich darüber hinaus eine Initiative bildet, die sich intensiver mit der Geschichte der Menschen vor Ort befasst, ist das sicher begrüßenswert.

Ein Satz von Cyriak Schwaighofer (Kulturverein Goldegg) macht mich stutzig: „Wenn wir die Vergangenheit nicht bloß

heraufbeschwören, sondern in unserem Ort, in unserer Gesellschaft bewältigen wollen, dann muss es gelingen, möglichst viele Menschen in diesen Prozess hereinzuholen.“ Der Begriff der Vergangenheitsbewältigung wird schon lange nicht mehr verwendet. Die Geschichte der NS-Verbrechen lässt sich nicht bewältigen.

Alles was wir tun können, ist, sich der Geschichte zu stellen, uns mit ihr zu befassen, daraus zu lernen und die Opfer nicht zu vergessen. Das heißt aber auch, ihnen einen Namen und einen Ort der Erinnerung für die Zukunft zu geben.

Albert Lichtblau ist a. o. Universitätsprofessor am Fachbereich für Geschichte und stv. Leiter des Zentrums für jüdische Kulturgeschichte.